Buch Zwei





n guten Tagen singt und tanzt Mouhamed, ist gesprächig und hilfsbereit. Der 16-Jährige ist erst seit wenigen Wochen in Deutschland. Sein langer Weg führte ihn von Senegal über Mauretanien, Marokko, Spanien und Frankreich bis nach Worms. So erzählt er es Sozialarbeitern nach seiner Ankunft dort. Er zieht weiter nach Dortmund, beim BVB will er Fußballprofi werden, das ist der Traum. Auf Whatsapp nennt er sich bereits Sadio Mané, wie der senegalesische Star des FC Bayern. Er hat Talent. Einige Jungs aus der Jugendeinrichtung St. Antonius in der Dortmunder Nordstadt, in der er untergekommen ist, haben ihn schon zum Training mitgenommen.

An schlechten Tagen aber erträgt Mouhamed keinen Lärm, zieht sich zurück, auf seine Betreuer wirkt er abwesend und sehr traurig. Er berichtet ihnen, dass er unter Albträumen und Heimwehleide. Als er Ende April dieses Jahres in Worms angekommen war, hörte man ihn an, das übliche Verfahren, wenn ein Jugendlicher alleine ins Land reist und hier bleiben möchte. Aus einem Protokoll geht hervor, dass er darum bat, mit jemandem über seine Erlebnisse während der Flucht zu sprechen. Er sehe nicht mehr gut und sein Knie schmerze. Im Nacken hatte er eine große Narbe, die von Misshandlungen in Marokko stammen soll. Und er erzählte, dass er Waise und sein kleiner Bruder bei der Überfahrt ertrunken sei.

Warum Mouhamed Dramé behauptete, seine Familie sei tot, kann sein Bruder Sidi sich nicht erklären. Mouhamed hat sechs Geschwister. Das letzte Familienfoto, 2020 aufgenommen, laut Sidi Dramé kurz vor seiner Abreise, zeigt ihn mit seiner Großfamilie. "Er war ein guter Junge, eine Stütze für seine Familie", sagt Sidi Dramé im südlichen Senegal, im Dorf Ndiaffate Socé, übers Handy. Seine Familie schickte Mouhamed nach Europa, um Geld zu verdienen. Er habe davon geträumt, seiner Fa-

milie aus der Armut zu helfen. "Er hatte keine Angst", sagt Sidi Dramé. "Die jungen Afrikaner gehen viele Risiken ein."

Aber die schlechten Tage – der 8. August 2022 ist so einer. Mouhamed Dramé ist da erst seit einer Woche in Dortmund. Als die Polizisten im Garten der Jugendeinrichtung ankommen, kauert er an der Mauer zwischen der Kirche und dem Zaun, so berichten es etliche Zeugen. Er hat sein rotes T-Shirt wie einen Turban um den Kopf gebunden, sein Oberkörper ist nackt. In der Hand hält er ein Küchenmesser, es hat eine 16 Zentimeter lange

Klinge. Die Spitze hat er auf seinen Bauch gerichtet. Er bewegt sich nicht. Erst einen Tag zuvor war in einer psychiatrischen Klinik festgestellt worden, dass er an einer "schweren depressiven Episode" und einer "posttraumatischen Belastungsstörung"leidet. Er wurde wieder entlassen, weil "suizidale Intentionen" sicher abgeklungen seien.

seien.

Am Ende dieses Tages wird Mouhamed Dramé nicht mehr leben. Und er wird Eingang in eine Statistik finden, die es eigentlich gar nicht gibt – denn niemand erhebt systematisch, wie viele Menschen in psychischen Ausnahmesituationen oder mit psychischen Erkrankungen

chischen Erkrankungen jedes Jahr in Deutschland von der Polizei im Einsatz erschossen werden.

Die Süddeutsche Zeitung hat anhand von Presseberichten, Polizeimeldungen, einer Dokumentation des Vereins "Institut für Bürgerrechte und öffentliche Sicherheit" sowie Zahlen des Polizeipsychologen Clemens Lorei von der Hessischen Hochschule für öffentliches Management und

Sicherheit eine solche Statistik erstellt. Demnach sind seit 2010 mindestens 133 Menschen in Deutschland von Polizisten erschossen worden. Davon könnten mindestens 63 psychisch krank oder suizidal gewesen sein oder sich in einer psychischen Ausnahmesituation befunden haben. Zusätzlich waren mindestens sieben Menschen betrunken oder standen unter dem Einfluss anderer Drogen.

Etwa die Hälfte der Getöteten könnte also ein eingeschränktes Urteilsvermögen während des Zusammentreffens mit Polizisten gehabt haben. Sol-

Schüsse aus der

Maschinenpistole

treffen ihn

in den Kiefer,

in den Bauch,

den rechten Arm

und in

die Schulter.

Er geht zu Boden.

che Menschen reagieren anders auf Polizisten als Gesunde, oft können sie den Anweisungen nicht folgen, warnen Psychologen. Polizisten sollten dementsprechend anders auftreten als bei gewöhnlichen Einsätzen, in denen sie gut darin sind, Situationen schnell aufzulösen. "Es geht darum, Zeit zu gewinnen", sagt der Psychiater Matthias Albers, der auch Sprecher des Netzwerks Sozialpsychiatrischer Dienste ist. "Zustände maximaler Erregung dauern

Dienste ist. "Zustände maximaler Erregung dauern normalerweise nicht mehrere Stunden an." Daher sollten Polizisten "ein Zeichen von Entspannung senden". Was früher die Frage "Wollen Sie eine Ziönnte heute ein Getränk ei-

garette?" war, könnte heute ein Getränk, eine Decke oder eine Jacke sein. "Etwas, das der Betroffene nicht erwartet, um den emotionalen Druck zu reduzieren."
Im Fall Mouhamed Dramé gelang das of-

fenbar nicht. Mithilfe von Gesprächen mit Anwohnern, Zeugen und anhand vertraulicher Unterlagen hat die SZ das Geschehen rekonstruiert. Noch ermittelt die Staatsanwaltschaft Dortmund gegen fünf der zwölf

beteiligten Polizisten, in den nächsten Wochen könnte Anklage gegen sie erhoben werden. Staatsanwalt Carsten Dombert ließ auf damalige Anfrage der SZ bereits im September Zweifel an der Verhältnismäßigkeit des tödlichen Einsatzes anklingen. Er will die bisher nicht öffentlich kommunizierten Umständen des Falls nicht kommentieren. Die beschuldigten Polizisten wollten sich auf Anfrage der SZ nicht äu-

Dramé muss an jenem Montag vor gut drei Monaten schon länger da gehockt haben, als die Polizei eintrifft. Das Messer, der Turban, wie eingefroren. Vom Hof der Einrichtung, in der Mouhamed seit gut einer Woche lebt, ist die Ecke nicht einsehbar, von der Straße hinter dem Zaun allerdings schon. Passanten haben die Betreuer auf Mouhamed aufmerksam gemacht.

Als die ihn ansprechen, reagiert er nicht. Um 16.25 Uhr ruft der Heimleiter die Polizei Dortmund an. "Ich hab folgende Situation", sagt er. Einer seiner Jugendlichen "steht gerade bei uns im Außengelände und hat 'n Küchenmesser, hält es sich an den Bauch und ist für uns nicht ansprechbar, weil er unsere Sprache nicht spricht". Er reagiere überhaupt nicht. "Da ist jetzt die Frage, bin ich bei Ihnen da richtig oder ruf ich lieber den Krankenwagen an?"

Sieben Minuten nach dem Eingang des Notrufs, um 16.32 Uhr, treffen Polizisten der Nordwache am Ort des Geschehens ein. Ihr Polizeirevier liegt nur etwa einen Kilometer entfernt. Sie haben Pfefferspray, Taser – Elektroschocker – und neben den Pistolen in ihren Holstern auch eine Maschinenpistole dabei. Funkstreifen in Nordrhein-Westfalen sind damit aufgrund der abstrakten Terrorgefahr in Deutschland seit einigen Jahren standardmäßig ausgerüstet.

Ein paar der Beamten gehen hinter den Zaun auf den Hof, wo Mouhamed kauert, andere bleiben auf der Straße. Ein Zeuge

> Fortsetzung nächste Seite



> Fortsetzung von Seite 11

sagt später aus, er habe gehört, wie der Einsatzleiter dem Polizisten mit der Maschinenpistole eingeschärft habe, dieser sei der "last man standing".

Zunächst versuchen aber zwei Beamte in Zivil, mit dem Jungen auf Spanisch zu sprechen. Er scheint sie nicht mal zu bemerken, bewegt sich nicht. Einer wird im Rahmen der Ermittlungen später aussagen, er habe Mouhamed als "irgendwie abwesend, irgendwie irre" wahrgenommen.

Nach SZ-Recherchen waren die Beamten darüber informiert, dass sich der Jugendliche in einer psychischen Ausnahmesituation befand und offenbar suizidgefährdet war. Der Heimleiter hatte in seinem Notruf berichtet, dass Dramé in psychiatrischer Behandlung gewesen sei.

Alle Zeugen berichten, er habe sich zunächst gar nicht bewegt. Wenige Minuten nach der ersten Kontaktaufnahme mit Mouhamed Dramé, um 16.45 Uhr, ordnet der Einsatzleiter an, Pfefferspray einzusetzen: "Vorrücken und einpfeffern" befiehlt er laut Auswertung des Funkkanals. Er wiederholt sich, fordert die anderen Beamten erneut dazu auf, schlagartig vorzurücken und "das volle Programm" an Pfefferspray einzusetzen.

Ohne Vorwarnung sprüht eine Polizistin Dramé durch den Zaun an; sie muss fast die halbe Flasche leeren, bis er sich rührt. Nach Zeugenaussagen hebt er zunächst den Kopf, richtet sich auf. Als er sich in Bewegung setzt, treffen ihn die Drähte von zwei Tasern. Mouhamed Dramé macht einige Schritte auf die Polizisten zu, in der Hand das Messer. Er ist jetzt wenige Meter von den Polizisten entfernt.

Laut Polizeigesetz ist die Schusswaffe nur einzusetzen, um Angreifer kampfunfähig zu machen oder an der

Geschossen

wird, wenn

ein Angreifer

näher als sieben

Meter kommt.

Um diese Distanz

zu überwinden,

bräuchte er

1,5 Sekunden.

Flucht zu hindern. Der Schusswaffengebrauch gilt als Ultima Ratio, das Mittel der letzten Wahl. Nur wenn die Beamten oder Dritte selbst mit dem Tod oder schweren Verletzungen bedroht sind, dürfen sie auf lebenswichtige Organe des Angreifers zie-

len, den Kopf, das Herz.
Aber was sind dann tödliche Schüsse auf psychisch schwer beeinträchtigte Menschen – Unfälle, Fehlreaktionen, die Konsequenz aus einer falschen Einsatzstrategie?

Sekunden nachdem er mit Pfefferspray und Taser aus seiner Starre geweckt worden ist, treffen Schüsse aus der Maschinenpistole Dramé in den Kiefer, in

den Bauch, den Arm und in die Schulter. Er geht zu Boden. Zwei Polizisten fesseln seine Hände. Mouhamed Dramé stirbt kurze Zeit später im Krankenhaus.

Seitdem beschäftigt der Polizeieinsatz in der Dortmunder Nordstadt Justiz und Politik. Er hat eine Debatte ausgelöst: über Polizeigewalt, die Gefährdung von Polizisten durch sogenannte Messertäter und auch über Rassismus. Auch Nordrhein-Westfalens Innenminister Herbert Reul, der die Beamten zunächst verteidigte, äußerte später "zunehmend Zweifel" am ordnungsgemäßen Ablauf des Einsatzes. Er kündigte an, in seinem Bundesland "Schusswaffengebräuche sowie sämtliche Zwangsmaßnahmen mit Todesfolge der letzten fünf Jahre" daraufhin überprüfen zu lassen, "ob sich daraus Anhaltspunkte ergeben, die einen Anpassungsbedarf in der Aus- und Fortbildung nahelegen".

Denn empirische Forschung zu tödlichen Polizeieinsätzen existiert in Deutschland kaum. Wie viele Menschen jedes Jahr bundesweit durch Schusswaffen der Beamten sterben, wird zwar offiziell von der Innenministerkonferenz gezählt – aber nicht, wie oft die Opfer psychisch Kranke oder Menschen in psychischen Ausnahmesituationen sind. Irene Mihalic, parlamentarische Geschäftsführerin der Grünen im Bundestag, sagt der SZ, man brauche jetzt "Zahlen, um politisch eine Antwort finden zu können". Sie war selbst 20 Jahre Polizistin in Nordrhein-Westfalen, zuletzt im Poli-

zeipräsidium Köln. Seit 2013 ist sie Bundestagsabgeordnete.

Allein seit dem Tod von Dramé Anfang August in Dortmund sind vier weitere Menschen - in Berlin, in Leipzig, in Ansbach und in Zülpich – von Polizisten erschossen worden, einer davon war vermutlich psychisch krank. Und es geht nicht nur um den Einsatz von Schusswaffen: Im Mai erstickte ein psychisch Kranker in Mannheim, nachdem ihn ein Polizist gewaltsam gefesselt hatte; sein Psychiater hatte die Polizei nur aus Sorge um die Sicherheit des Patienten gerufen. Mitte Oktober kam in Dortmund ein Obdachloser nach einem Einsatz mit einem Taser um. Und in Berlin starb Anfang Oktober ein an Schizophrenie erkrankter Mann nach einem Polizeieinsatz im Wohnheim, aus dem er verlegt werden sollte. Die Ermittlungen sind in allen Fällen noch nicht abgeschlossen.

Der Kriminologe Thomas Feltes, der bis 2019 an der Juristischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum lehrte, schätzt, dass "in drei von vier Fällen die von der Polizei getötete Person psychisch krank, psychisch gestört oder in der konkreten Situation psychisch so beeinträchtigt war, dass sie Anweisungen der Polizeibeamtinnen und -beamten nicht folgen konnte". Hinzu kommt, dass viele Opfer nicht in Deutschland geboren sind, nicht oder wenig Deutsch sprechen, sie also den Anweisungen schlechter folgen können. Dass viele nicht weiß sind, bringt der Polizei oft den Vorwurf ein, rassistisch zu handeln.

Innenminister und Polizeigewerkschaften verwahren sich routinemäßig gegen solche Vorwürfe. Sie weisen darauf hin, dass Angriffe auf Beamte zunehmen würden, immer häufiger mit Messern. Tatsächlich hielten die meisten der von der Polizei getöteten psychisch kranken Personen ein

Messer oder eine andere Waffe in der Hand. Der SZ-Auswertung zufolge hatten 2022 von neun Getöteten acht eine Stichwaffe, 2021 waren es sechs von acht Getöteten, 2020 waren es 13 von 15.

"Ein scharfes Messer ist im Nahbereich die mit Abstand gefährlichste und effektivste Waffe. Gefährlicher als eine Pistole", sagt Florian Lahner. "Und die Schusswaffe ist derzeit die einzig verfügbare Möglichkeit der Polizei, darauf zu reagieren." Schon mit einem kleinen Schnitt eines Taschenmessers könne man etwa die Halsarterie verletzen. Lahner, 44, aus Fürth, ist Einsatztrainer. er hat Medizin studiert und als Rettungsassistent

gearbeitet. Seit mehr als 15 Jahren bildet er Polizei- und Militäreinheiten taktisch aus, vor allem in Selbstverteidigung und Eigenschutz

Schusswaffen kommen vor allem im extremen Nahbereich zum Einsatz, in vielen Fällen sei die Person, auf die geschossen wird, weniger als drei Meter entfernt, sagt Lahner. Im Einsatztraining von Lahner lernen Polizisten, wie nah zu nah ist. Angelehnt an die 21-Fuß-Regel aus den USA wird in Deutschland geschossen, wenn die Bedrohung näher als sieben Meter kommt. Um diese letzte Distanz zu überwinden, bräuchte ein Angreifer etwa 1,5 Sekunden. In einer solchen Stresssituation aber auf Arme oder Beine zu zielen, funktioniere nur in Hollywood, sagt Einsatztrainer Lahner. Die einzige Chance, den Angriff abzuwenden, seien Schüsse auf die Körpermitte, bis das Gegenüber gestoppt ist.

Muss man sich also damit abfinden, dass es nicht anders geht? Dass so viele Menschen sterben?

Eine Antwort zu finden, ist nicht leicht, weil die wenigsten Fälle vor Gericht kommen. Staatsanwaltschaften stellen Ermittlungen gegen Polizisten oftmals zügig ein mit dem Argument, diese hätten aus Notwehr gehandelt. Der Kriminologe Rafael Behr von der Polizeiakademie Hamburg sagt, bei den Beamten gelte es als "Vollkatastrophe", Fehler bei solchen Einsätzen einzugestehen. "Ich kann sehr gut nachvollziehen, warum sie immer damit argu-









mentieren, rechtmäßig gehandelt zu haben – richtig ist das trotzdem nicht."

Polizisten wird in der Regel beigebracht, potenziell gefährliche Situationen schnell aufzulösen. Das müssen sie, um sich und Dritte zu schützen. "Die Polizei will als Sieger vom Platz gehen, die Situation dominieren", sagt der Kriminologe Tobias Singelnstein von der Goethe-Universität Frankfurt. Auch die ehemalige Polizistin Irene Mihalic sagt: "Scheitern widerspricht dem eigenen Berufsethos und auch der politischen Erwartungshaltung. Wenn die Polizei gerufen wird, dann muss die Situation gelöst werden. Die Polizei sieht sich als letzte Instanz."

Dieser Logik folgend lassen sich Situationen wie die mit Mouhamed Dramé in Dortmund aber kaum auflösen, bevor überhaupt geschossen werden muss. Eine Umfrage der SZ unter den Bundesländern ergab: In welchem Umfang der Umgang mit psychisch Kranken in Fortbildungen behandelt wird, variiert stark. Mal spielt das Thema in verpflichtenden Einsatztrainings eine Rolle, mal sind solch spezielle Fortbildungen freiwillig. In anderen Bundesländern wiederum gibt es überhaupt keine Fortbildungen zum richtigen Umgang mit psychisch Kranken. Das Thema ist zwar Teil der Grundausbildung, die liegt bei Polizisten im Einsatz aber teilweise Jahre oder Jahrzehnte zurück. Die Frage, ob man Beamte besser unterstützen müsse, indem man ihnen zum Beispiel in größerem Umfang als bisher psychiatrische Fachkräfte an die Seite stellt, wird verneint oder als unrealistisch eingestuft. Bayern und Thüringen haben auf die Anfrage nicht geantwortet.

Laut der Polizeigewerkschaft GdP ist Deeskalation sehr wohl Teil der modernen Polizeiausbildung. "Ich bin bei der Polizei so trainiert worden, dass man Situationen einfriert, man nichts überstürzt, das Ziel ist immer eine friedliche Verhandlungslösung", sagt Jochen Kopelke, Bundesvorsitzender der GdP. Als deeskalierende Mittel zählt er dann aber auf: "Laute Ansprache, Pfefferspray, Schlagstock, Taser." Und er sagt auch: "Die Polizei hat nicht den Auftrag, jemanden zu heilen, sondern ihn der Justiz zuzuführen."

Die Bundestagsabgeordnete Irene Mihalic hält es auch für wichtig, den Druck von der Polizei zu nehmen. "Der Polizist muss nicht alles alleine können, das ist ihm auch nicht zuzumuten. Das Zusammenspiel muss funktionieren, damit nicht am Ende Menschen sterben", sagt sie. Letztlich auch aus Verantwortung gegenüber den Beamten, die aufgrund von fehlenden Alternativen erst in die Situation gebracht würden, schießen zu müssen. "Wir reden nicht sehr häufig über die Polizisten, die das ihr Leben lang mit sich herumschleppen, wenn sie jemanden töten."

Wie hilflos, wie machtlos sich die Familien der Getöteten fühlen und was sie ihrerseits mit sich herumschleppen, zeigt der Fall Sammy Baker. "Justice for Sammy", das fordern Justine Seewald-Krieger und Kai Baker aus Wetzlar, seitdem ihr Sohn 2020 in Amsterdam erschossen wurde. So heißt ihre Website, der Slogan steht auch auf Flyern, die sie an diesem Samstag auf einer Demo in Dortmund verteilen wollen.

Justine Seewald-Krieger wird dort eine Rede halten, Kai Baker auf weitere Fälle in Deutschland aufmerksam machen, in denen Menschen in psychischen Ausnahmesituationen bei Polizeieinsätzen erschossen wurden. Es mögen zwei Länder sein, zwei völlig verschiedene junge Männer, doch das Leid ist das gleiche. In den Niederlanden wurde in diesem Jahr eine von der Polizei in Auftrag gegebene Studie veröffentlicht, in der alle Fälle zwischen Januar 2016 und August 2020 – dem Monat von Sammy Bakers Tod - ausgewertet wurden, in denen Menschen im Kontakt mit der Polizei gestorben und die Ermittlungen abgeschlossen sind. Eines der Ergebnisse: 84 Prozent der späteren Opfer zeigten verwirrtes Verhalten, 42 Prozent der Todesopfer waren bewaffnet, die meisten mit einem Messer.

Das riesige Poster, das im Haus von Justine Seewald-Krieger hängt, zeigt einen jungen Mann auf rotem Hintergrund, weißes T-Shirt, schwarze Cap, ein Lächeln. Eigentlich heißt er Samuel, aber seine Eltern sprechen meistens als "Sammy" von ihm.

An einem Montagnachmittag im Okto-

ber sitzen sie im Wohnzimmer des Hauses

in Wetzlar, in dem die Mutter mit ihrem

neuen Partner lebt. Bis zu seinem Tod

wohnte auch Sammy hier. Seine Eltern

sind seit Jahren getrennt, aber sie kämp-

fen zusammen um Aufklärung. "Ich kann

doch nicht zur Tagesordnung übergehen,

wenn mein Sohn offensichtlich ermordet

wurde", sagt Baker. Sie wollen ein Problem-

bewusstsein schaffen. Und sie wollen errei-

chen, dass es vielleicht doch noch zu einer

strafrechtlichen Verfolgung in den Nieder-

landen kommt, nachdem die dortige

Staatsanwaltschaft den am Einsatz beteiligten Polizisten Notwehr attestiert hat.

terdam gefahren, um dort seinen 23. Geburtstag zu feiern. Gleich am ersten Abend

gehen sie in einen Coffeeshop, rauchen

Joints und essen einen Space Cake, ein Can-

nabis-Gebäck. So erzählt es sein Freund

Maximilian Riepl, der dabei war. Sammy

Baker verhält sich danach anders als sonst,

distanziert. Er verlässt die gemeinsame Un-

nen Kumpel bei der Amsterdamer Polizei

als vermisst. Die Mutter druckt Suchplaka-

te aus und fährt gleich am nächsten Mor-

Sammy Bakers Eltern gehen heute da-

von aus, dass er eine Psychose aufgrund

von Cannabiskonsum erlitten hat, diese Annahme ist auch im Obduktionsbericht

festgehalten. Nie zuvor habe er mit psychi-

schen Problemen zu kämpfen gehabt, sa-

gen die Eltern. Und er habe kaum Alkohol getrunken. "Er war immer der Fahrer", er-

zählt Justine Seewald-Krieger. Baker bot

online Fitness coaching an, gut 150 000 Follower hatte sein Instagram-Account. Der

Ausflug nach Amsterdam sei eine sponta-

ne Idee gewesen, sagt seine Mutter, end-

lich raus nach dem langen Corona-Lock-

In Amsterdam angekommen, grenzen

Sammys Mutter, Maximilian Riepl und

zwei weitere Freunde mithilfe der letzten

bekannten Standorte den Bereich ein, in

dem sich Baker aufhalten müsste - und fin-

den ihn. "Aber er war ganz anders, war mir

fast fremd", sagt Justine Seewald-Krieger.

Sammy Baker trägt eine Angel bei sich und

eine Art Tuch um die Hüfte. Als sie ihn

fragt, ob er etwas trinken wolle, sagt er:

"Trink du zuerst." Mit ihnen zurück in die

Unterkunft fahren will er nicht. "Ich kam

einfach nicht an ihn ran, ich war verzwei-

Als Riepl einen vorbeikommenden Poli-

zisten um Hilfe bittet, läuft Sammy Baker

plötzlich weg. Die Flucht endet in einem be-

grünten Innenhof. Seine Mutter steht etwa

200 Meter entfernt; in dem Moment, sagt

sie, habe sie gedacht, "jetzt wird alles gut".

Sie ruft ihre Schwester an. Noch während

passiert ist, Anwohner haben sie aufge-

nommen. Baker steht zunächst am Ende

des Hofs, hinter und neben ihm ein Zaun,

auf der anderen Seite eine Hecke, vor ihm

mal vier, mal fünf Polizisten in Uniform. Sie versperren den einzigen Fluchtweg. Ba-

Statische Situationen wie diese, in de-

nen sich ein mutmaßlicher Angreifer

kaum bewegt, seien für die Polizei eigent-

lich ein "Geschenk", sagt der Polizeiwissen-

schaftler Martin Thüne, der die Videos ge-

sehen hat. Weil es keine Dritten gebe, die gefährdet seien. Wie die Amsterdamer

Beamten reagiert haben, hält er für "abso-

lut verkorkst". Und er sagt: "Das könnte in

Deutschland genauso passieren und ist

auch genauso schon passiert" – etwa, als

desloe der wohnungslose Robin L., 21, er-

schossen wurde, er galt als psychisch

Oder als am 7. Oktober 2018 in Bad Ol-

Mouhamed Dramé erschossen wurde.

ker hält sich ein Messer an den Hals.

Es gibt Videos davon, was in dem Hof

des Telefonats hört sie Schüsse.

felt", sagt Seewald-Krieger.

gen selbst nach Amsterdam.

Am 12. August gegen 21 Uhr meldet Riepl in Absprache mit Sammys Eltern sei-

terkunft und taucht in der Stadt unter.

Sammy Baker ist am 10. August 2020 mit zwei Freunden von Wetzlar nach Ams-















krank, weigerte sich aber, seine Medikamente zu nehmen. Vor dem Einsatz am 19. Dezember 2013 hatte er Familienmitglieder bedroht. Ein Spezialeinsatzkommando brach die Tür zu seiner Wohnung auf, schickte einen Hund hinein, den K. mit dem Messer verletzte. Kurz darauf trafen Emrah K. zwei Schüsse. Das Verfahren wurde eingestellt, die Staatsanwaltschaft sah eine Notwehrhandlung des Schützen.

Oder als am 18. Juni 2020 Mitarbeiter einer Wohnungsgesellschaft in Bremen die Wohnung von Mohamed Idrissi, 54, ansehen wollen, weil daraus Wasser in den Keller geflossen sein soll. Da bekannt war, dass Idrissi psychisch krank war, kamen sie in Begleitung der Polizei. Im Hof des Wohnblocks kam es zur Konfrontation, Idrissi hielt plötzlich ein Messer in der Hand, ließ es nicht fallen. Als er schließlich auf einen Beamten zulief, fielen tödliche Schüsse. Die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Bremen laufen noch.

In Deutschland werden Polizeischülerinnen und -schüler darauf vorbereitet, sich plötzlich einer bewaffneten Person gegenüberzusehen. Die Polizeischule im bayerischen Königsbrunn erlaubt, einen Tag beim Training zuzuschauen. "Wir können diese Situationen so gut simulieren, dass die Leute vergessen, dass sie in einem Training sind", sagt Polizeioberkommissar Daniel Windmüller, Fachverantwortlicher für Waffen- und Schießausbildung bei der Bayerischen Bereitschaftspolizei. Um realitätsnahen Stress zu erzeugen, können die Trainer die Zeit, um die Situation aufzulösen, verkürzen, mehr Bewegung oder schlechte Lichtverhältnisse schaffen oder auch den Abstand zum mutmaßlichen Täter verringern.

Was auffällt: Es ist während dieses Tages immer von "Tätern" die Rede. Nicht von Verzweifelten, Verwirrten, Lebensmüden, Betäubten Verängstigten, Panischen

oder psychisch Kranken.

Geübt wird auf einem sportplatzähnlichen Trainingsgelände. Ein Polizeischüler spielt einen Mann, der das Auto seines Chefs zerkratzen will, mit einem Schraubenzieher in der einen Hand und einer Messerattrappe in der anderen. Zwei andere Polizeischüler sollen ihn stoppen. Kaum sehen ihn die Beamten, dreht sich das Gespräch nur noch um den Gegenstand, nicht um den Menschen. "Legen Sie das Messer weg", brüllen die Polizisten. Einer der beiden zieht seine Waffe.

"Okay, okay", sagt der Angreifer, legt den Schraubenzieher weg und lässt sich abfüh-

In der Nachbesprechung wird der Ausbilder die Gefahr von Stichwaffen ansprechen. "Um zu verhindern, dass ein Angreifer uns zu nahe kommt, können wir einen Schuss verbal und nonverbal ankündigen", wird er sagen. "Wenn ich mit voller Körperspannung eine Waffe auf Sie richte, werden Sie ein anderes Verhalten an den Tag legen, als wenn Sie denken, der Beamte ist unsicher."

Aber wenn der vermeintliche Angreifer diese Signale gar nicht deuten kann, weil er psychisch krank ist? In Ausnahmesituationen, kritisiert der Kriminologe Tobias Singelnstein, könne "das Handeln der Polizei zum Eskalationsgeschehen beitragen, wenn Polizisten eine solche Krankheit entweder nicht erkennen oder zwar erkennen, aber nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen". Denn psychisch Kranke bräuchten in so einem Moment "nicht die Schnelligkeit, nicht die Lautstärke", sagt der Polizeiwissenschaftler Martin Thüne. Schizophrene etwa nähmen vieles wie durch einen Verstärker wahr. "Wenn Polizisten auf sie einreden, klingt das, als würde ein Düsenjet an ihnen vorbeifliegen." Das müsse man als Polizist wissen, nach der klassischen Polizeiausbildung mache man es sonst einfach falsch. Weil man aber, wie der Kriminologe Tobias Singelnstein sagt, "Polizisten nicht zu Psychologen machen könne", komme man nicht umhin, die Krisensituation "zu einer statischen zu machen, soweit das möglich ist, und sich professionelle Hilfe zu holen".

Dem schließt sich auch Irene Mihalic an, doch Fachpersonal koste Geld, und der Sozialpsychiatrische Dienst sei in vielen Städten unterfinanziert. Auch am politischen Problembewusstsein zweifelt Mihalic: "Wenn ich das im Plenum des Bundestages sage, dann wirft mir die Union vor. ich würde mit Wattebäuschen werfen." Die Abgeordneten hätten das Bild vor Augen "vom Täter, der in der Innenstadt Amok läuft – und dann kommen die Grünen, die wollen einen Psychologen schicken".

Auch Sammy Baker, erzählt sein Freund Maximilian Riepl, habe während des Polizeieinsatzes gebeten, einen Arzt zu rufen. Die Staatsanwaltschaft Amsterdam erklärt auf Anfrage, man habe den auf psychologische Hilfe spezialisierten Mediziner, der vor Ort war, nicht einbezogen, weil die Lage nicht unter Kontrolle gewesen sei.

Auf den Videos sieht man, wie Sammy Baker sich langsam in Richtung der Polizisten bewegt, wie diese ihre Waffen zücken, man hört sie auf deutsch und englisch rufen. "Stehen bleiben, wir müssen sonst schießen." Von hinten nähert sich unvermittelt ein Polizist mit Hund, bringt ihn zu Fall. Man hört Schreie, dann drei Schüsse. Die Staatsanwaltschaft teilt später mit, ein Vermittler sei angefordert gewesen; weil Baker jedoch auf die Polizisten zugegangen sei, habe man handeln müssen. Am Boden habe Baker mit dem Messer Stechbewegungen gemacht.

Seine Eltern haben sich die Videos nie angeschaut. Sie können es nicht, sagen sie. Später ist versucht worden, so sehen es seine Eltern, Sammy Baker wie einen Angreifer aussehen zu lassen. Der Amsterda-

mer Polizeichef behauptete in einem Interview, Baker habe einem Beamten in die Schutzweste gestochen - später stellte sich jedoch heraus, dass die Weste unversehrt war. Und ein Anwohner, zufällig selbst Journalist, erzählte in einem Interview mit Bild TV, die Polizei habe ihm gesagt, dass Sammy Baker ein 30 Zentimeter langes Küchenmesser gehabt habe. Später musste Bild TV diese Angabe korrigieren: Sammy Baker hatte ein ausklappbares Schnitzmesser mit einer sieben Zentimeter langen Klinge bei sich. Seine Mutter hatte es ihm irgendwann mal selbst geschenkt. Sie weiß nicht, warum

er das Messer überhaupt

dabei hatte

Später ist

versucht worden,

so sehen es

seine Eltern,

das Polizeiopfer

wie einen

Angreifer

aussehen

zu lassen.

Ein angriffslustiger Mann mit einem 30 Zentimeter langen Messer, der einem Polizisten die Schutzweste zerschneidet, wäre zweifellos ein Täter, vor dem sich Beamte schützen müssen. Ein Jugendlicher mit einer Cannabis-Psychose und einem Schnitzmesser wäre womöglich ein Mensch, der vor allem Hilfe braucht. Hilfe, wie sie auch Mouhamed Dramé benötigt

Am Tag bevor Mouhamed erschossen wurde, habe er noch mit ihm einen Videoanruf gemacht, sagt sein Bruder Sidi Dramé, "wir haben diskutiert, gelacht, er hat mir gar nichts davon gesagt, dass es ihm schlecht geht". Sidi Dramé ist überzeugt davon, dass sein Bruder sich nicht habe selbst töten wollen. "Es gab eine Familie, die hinter ihm stand und die etwas von ihm erwartet hat", sagt er. Diese Familie hat nun Erwartungen an die deutsche Justiz: "Dass uns Gerechtigkeit widerfährt und dass der Polizist bestraft wird. Er hat ein Kind getötet", sagt Sidi Dramé.

Auch Maximilian Riepl will verstehen, was passiert ist, er war nach dem Tod seines Freundes Sammy Baker sechs Mal in Amsterdam. Er sammelt Unterlagen in einer dicken Mappe, einen Stadtplan mit lila und rosa Markierungen von Unterkunft und Tatort, die ausgedruckten Chatverläufe, Fotos vom Innenhof. Er frage sich oft, ob es richtig gewesen sei, die Polizei einzubeziehen.

Aber wen hätte er sonst rufen sollen?

krank. Er hielt ein Messer in der Hand. Weil er es trotz Aufforderung der Polizei nicht ablegte, sprühten sie Pfefferspray auf ihn, schossen in die Luft und dann, als er auf sie zuging, zwei Mal in die Brust. Ermittlungen wegen des Verdachts des Totschlags und unterlassener Hilfeleistung

wurden später eingestellt.

Oder als Emrah K., 29, in Holzminden erschossen wurde. Auch er war psychisch